

1. Einleitung

1.1 Thema und Forschungsfragen

Auch wenn der Strauß der Themen bunt ist, mit denen ich mich im Laufe der Jahre wissenschaftlich auseinandergesetzt habe, die Auswahl der Themen war nicht zufällig, was mir aber oft erst im Nachhinein bewusst geworden ist. Das Interesse für ein Thema war stets in einen längeren Denkprozess eingebettet, häufig war es bereits im vorangegangenen Forschungsprojekt angelegt und zudem inspiriert durch das, was mich in der Welt, in der ich lebte, beschäftigte; so auch in diesem Fall.

Die Faszination des mir Unbekannten wurzelte in Filmen, Theaterstücken, Konzerten, Ausstellungen, Büchern, die Lebenswirklichkeiten in anderen Teilen der Welt beleuchteten, die die Möglichkeiten grenzüberschreitender Begegnungen thematisierten bzw. in Gestalt künstlerischer Produkte sinnlich erfahrbar machten. Verstärkt wurde diese Faszination durch ein eigenes Forschungsprojekt, das sich mit den medialen Praktiken von Netzakteur*innen aus verschiedenen europäischen und arabischen Ländern sowie aus Nordamerika beschäftigte. Mich beeindruckten die Blicke der interviewten Netzakteur*innen auf die Welt und auf die eigene Gesellschaft und wie sie sich darin positionierten. Ihre Erzählungen lieferten nicht nur Antworten auf die Forschungsfragen; sie machten auch deutlich, wie vernetzt die Menschen und Gesellschaften dieser Welt sind und sie ließen erkennen, dass sich aus dieser Vernetzung heraus neue Formen der Selbstkonstruktion und des Zusammenlebens entwickeln. Gleichzeitig mehrten sich in Europa verbale und körperliche Angriffe auf Menschen, die als nicht zugehörig betrachtet wurden, insbes. auf Menschen jüdischer Herkunft, auf Muslime, Sinti, auf Menschen mit dunkler Hautfarbe sowie im Zuge der Covid-19-Pandemie auf asiatisch aussehende Menschen. Dies spitzte für mich die Brisanz der beobachteten gesellschaftlichen Veränderungen zu.

Es waren aber nicht nur die Entwicklungen jenseits meiner Person, die mir das Thema »Transnational leben« als relevant erscheinen ließen. Auch ich selbst machte Migrationserfahrungen, hatte ich doch eine Professorenstelle im deutschsprachigen Ausland angenommen und lebte seither abwechselnd in zwei verschiedenen Ländern. Zwar blieben mir sprachliche und berufliche Hürden erspart und doch: Ich stieß an meinem neuen Arbeits- und Wohnort auf mir unvertraute Kommunikationsmuster, auf alltägliche Selbstverständlichkeiten, die für mich gar nicht selbstverständlich waren. Nicht selten war ich irritiert, vieles aber gefiel mir. Insgesamt erlebte ich mein transnationales Leben als Bereicherung.

Das alles zusammengenommen, brachte mich an einen Punkt, an dem sich das Thema des hier verhandelten Forschungsprojekts fast von selbst ergab. Das transnationale Leben sollte sich mit seinen verschiedenen Facetten aus der Sicht von Menschen, die sich in verschiedenen Weltregionen auf den Weg nach Europa gemacht und sich in Deutschland oder Österreich niedergelassen hatten, zum Gegenstand einer Untersuchung werden. Meine Forschungsfragen lauteten:

- Was motiviert Menschen, ein Land zu verlassen?
- Mit welchen Erwartungen, Vorstellungen, Kompetenzen kommen sie an?
- Wie gestalten sie vor dem Hintergrund ihrer im Herkunfts- und Migrationsland gemachten Erfahrungen ihr Leben?
- Welche Fragen, Probleme, Themen stehen für Migrant*innen im Vordergrund?
- Welche Selbstentwürfe entwickeln sie im Kontext ihrer biografischen und aktuellen Lebenswirklichkeiten?
- Welche Rolle spielen Medien für die Lebens- und Selbstgestaltung von Migrant*innen?
- Was bedeutet Migration für die Migrationsländer?¹

Diese Fragen erfuhren in dem Forschungsprozess, der den Subjekten der Untersuchung viel Spielraum für die Darstellung ihrer Sichtweisen gab, eine Präzisierung oder auch eine Verstärkung bzw. eine Relativierung.

1 Die Erhebung, Auswertung und Verschriftlichung der Ergebnisse fand in den Jahren 2017–2021 statt.

1.2 Migration in Zahlen

Im Folgenden werden statistische Daten zum Migrationsgeschehen weltweit sowie bezogen auf die Migrationsländer Deutschland und Österreich zitiert, da in diesen Ländern die Untersuchung durchgeführt wurde. Außerdem werden Daten aus Ländern einbezogen, die Herkunftsländer für Interviewpartner*innen dieser Studie darstellten.² Vergleiche sind nur punktuell möglich, da die einzelnen Statistiken unterschiedlichen Kriterien folgen.

Der Anteil von Migrant*innen an der Weltbevölkerung ist von 2,3 % im Jahre 1970 auf 3,5 % im Jahre 2019 gestiegen (wmr 2020, 21). 96 Mio (58 %) waren männliche, 68 Mio (42 %) waren weibliche »migrant workers« (a.a.O., 33). Das begehrteste Migrationsland ist seit 1970 die USA, Deutschland steht an zweiter Stelle der Beliebtheitsskala (ebd.).

Die meisten afrikanischen Migrant*innen (sie bilden eine der drei in die Untersuchung einbezogenen Gruppen) leben in Europa (10,6 Mio), gefolgt von Migrant*innen aus Asien (4,6 Mio) und den USA (3,2 Mio). Die afrikanischen Migrant*innen kommen überwiegend aus dem Norden Afrikas (Ägypten, Marokko, Algerien, Sudan, Somalia) (a.a.O., 54). Der World Migrant Report 2020 verzeichnet eine Zunahme der Migration von Ost- nach Westeuropa, insbes. aus den Ländern Rumänien, Polen, Bulgarien.

In Deutschland haben 26 % der Bewohner*innen Migrationshintergrund (bpb)³, was weit über dem weltweiten Durchschnitt (3,5 %) liegt. 95,2 % der Migrant*innen leben in Westdeutschland und Berlin; 8,2 % in Ostdeutschland. 21,2 Mio (35,2 %) der Personen mit Migrationshintergrund in Deutschland stammten 2019 aus einem der 27 Mitgliedsstaaten der EU z.B. aus Polen (10,5 %), Rumänien (4,5, %) und Italien (4,1 %), die meisten Migrant*innen kamen aus der Türkei (13,3 %). Von den 10,7 Mio ausländischen Staatsbürger*innen sind 46,1 % Frauen; die Zahl der Frauen mit Migrationshintergrund kann allerdings höher sein, weil dazu auch Frauen zählen, die die deutsche Staatsangehörigkeit angenommen haben.

Österreich, das zweite Migrationsland, das in die Untersuchung einbezogen wurde, hatte im Jahre 2019 mit einem Anteil von 23,7 % Personen mit Migrationshintergrund (Statistik Austria 2019) einen etwas geringeren Anteil

2 Quellen sind der World Migration Report 2020 (wmr), die deutsche Bundeszentrale für politische Bildung (bpb) und die Statistik Austria.

3 Onlinequelle <https://www.bpb.de/>, die sich auf den Mikrozensus 2019 bezieht, Zugriff am 17.3.2021.

an der Gesamtbevölkerung als Deutschland (26 %). Ähnlich wie in Deutschland kommt ein hoher Anteil von Migrant*innen (39 %) aus der EU oder aus EFTA-Staaten⁴. 26 % der Migrant*innen kamen aus den Nachfolgestaaten Jugoslawiens (außer Slowenien und Kroatien), was der weltweiten Zunahme von Wanderungsbewegungen aus osteuropäischen in westeuropäische Länder entspricht, aber auch an der räumlichen Nähe zu Österreich liegen dürfte. Der Anteil an türkischen Migrant*innen ist mit 13 % fast identisch mit dem Anteil türkischer Migrant*innen in Deutschland (13,3 %). Interessant ist der von der Statistik Austria angestellte Vergleich des Altersdurchschnitts von Migrant*innen und österreichischen Staatsbürger*innen. Während 37 % der österreichischen Bevölkerung 2018 40 Jahre und älter waren, waren 56 % der Personen mit Migrationshintergrund unter 40. Das bedeutet, dass Migrant*innen zu einer Verjüngung der Bevölkerung beitragen.

Abschließend soll festgehalten werden: Der Anteil von Menschen mit Migrationshintergrund ist in den letzten zehn Jahren weltweit kontinuierlich gestiegen. Der Anteil von weiblichen Migrant*innen hat zugenommen. Die meisten Migrant*innen sind im arbeitsfähigen Alter zwischen 20 und 64 Jahren.

Auch wenn Migration ein »age-old-phenomen« ist, wie es im wmr 2020 heißt, die Erscheinungsformen und Auswirkungen von Migration haben sich unter dem Eindruck von Globalisierung verändert. Der Bericht betont das Tempo und die Komplexität von Migrationsprozessen heutzutage und formuliert die These: »[...] recent advances in transnational connectivity are opening up more opportunities für greater diversity in migration processes« (wmv 2020, 50).

Schließlich wirft der World Migration Report 2020 die Frage auf, welchen Beitrag Migrant*innen für Migrationsländer leisten und kommt zu dem Ergebnis »Migrants provide a source of dynamism globally, and are overrepresented in innovation and patents, arts and sciences awards, start-ups and successful companies« (a.a.O., 161). Sie seien bereiter, ökonomische Risiken einzugehen, »maybe because migrants have already taken the risk of leaving their countries of origin to pursue opportunities in new places and are thus well-primed to be risk takers« (a.a.O., 177). Migrant*innen würden aber auch zu wichtigen Akteur*innen des Wandels in ihren Herkunftsländern werden,

4 EFTA= Europäische Freihandelsassoziation, zu der Island, Liechtenstein, Norwegen und die Schweiz zählen.

wenn sie zurückkehren oder – so möchte ich hinzufügen – sich als Transmigrant*innen zwischen Herkunfts- und Migrationsland bewegen. Die im Migrationsland erworbenen Erkenntnisse und Fähigkeiten würden in den Aufbau von Infrastruktur und in die Aktivierung von Ressourcen einfließen (ebd.) sowie in die Entwicklung transnationaler ökonomischer und kultureller Kooperationen, wie in der Studie »Transnational leben« festgestellt wurde.

1.3 Methodologisches und Methodisches

1.3.1 Zugang und Sample

Das neue Forschungsfeld, das Migration für mich darstellte, verlangte ein exploratives Vorgehen bei der Erschließung dieses Forschungsfeldes. Ich setzte an verschiedenen Stellen an, nahm Kontakt zu Institutionen wie Kulturzentren auf, die von Migrant*innen kontaktiert werden oder an denen Migrant*innen mitarbeiten, zu Einzelpersonen, die beruflich oder ehrenamtlich im Bereich von Migration tätig sind, zu migrantischen Netzwerken und politischen Vertretungen, stellte mein Forschungsvorhaben bei Veranstaltungen vor oder sprach potentielle Interviewpartner*innen bei solchen Veranstaltungen an. Nachdem ich einige Migrant*innen für ein Interview gewonnen hatte, spielte die Mund-zu-Mund-Propaganda eine wesentliche Rolle für das Finden weiterer Interviewpartner*innen.

Ich traf in diesem Forschungsfeld auf Menschen mit vielfältigen, häufig unerfüllten Bedürfnissen bezogen auf ihre Lebens-, Bildungs- und/oder Arbeitssituation. Es stellte sich mir rasch die Frage, was ich diesen Menschen bieten konnte: Interesse an ihrer Geschichte und als Forscherin mit einem verstehend-interpretativen Ansatz aufmerksames Zuhören, was nicht wenig ist, wie ich aus anderen Untersuchungen wusste. Als Vertreterin einer Bildungsinstitution war ich auch mit der Erwartung konfrontiert, bei der Verfolgung von Bildungszielen behilflich zu sein. Mir erschien dies legitim und so stellte ich mein Wissen über mögliche Bildungswege zur Verfügung, recherchierte Adressen, stellte Beziehungen her und vermittelte.

Zurück zur Kontaktaufnahme mit Migrant*innen, die ich an der Untersuchung beteiligen wollte: Die Reaktionen auf meine Frage nach einer Beteiligung waren unterschiedlich. Manche reagierten zögerlich, vorsichtig, sagten erst nach mehrmaliger Rückfrage zu, in einem Fall war die potentielle Interviewpartnerin zum vereinbarten Interviewtermin nicht in ihrer Wohnung, in

einem anderen Fall wurde das geführte Interview im Nachhinein zurückgezogen. Andere wiederum erklärten, wie sehr sie sich auf das Interview freuen, sie sahen es z.B. als Chance, durch das Erzählen der eigenen Geschichte mehr Klarheit über sich selbst zu gewinnen. Mehrere nahmen weite Anfahrtswege in Kauf, um den Interviewtermin wahrzunehmen. Diese Reaktionen verweisen auf eine intensive Auseinandersetzung mit der Interviewsituation als bedeutungsvolle Situation, auf das Abwägen von Chancen und Risiken, auf Verunsicherung, auf Ängste, aber auch auf die Einschätzung, dass man Wichtiges zu sagen hat und sich Gehör verschaffen will.

Die Auswahl der Interviewpartner*innen orientierte sich an bestimmten Kriterien. Das Sample sollte sich zu gleichen Teilen aus Interviewpartner*innen zusammensetzen, die aus europäischen, afrikanischen sowie aus arabischen Ländern des afrikanischen Kontinents nach Österreich oder Deutschland zugewandert waren. Es sollte sich zur Hälfte um Frauen und Männer im Alter zwischen 20 und 60 Jahren handeln. Sie sollten bereits mehrere Jahre im Migrationsland gelebt haben und einen unbefristeten oder längerfristigen Aufenthaltsstatus haben. Die Untersuchungsbeteiligten sollten sich in deutscher oder englischer Sprache verständigen können; allerdings sollte die sprachliche Kompetenz keine große Hürde darstellen.

Insgesamt wurden 32 Personen (jeweils 16 Frauen und Männer) zwischen 21 und 57 Jahren aus 19 Ländern interviewt. Das Durchschnittsalter betrug bei den Frauen 40,6 Jahre und bei den Männern 39,8 Jahre. Die meisten Interviewpartner*innen waren zwischen 30 und 45 Jahre alt. Alle waren Migrant*innen⁵ der ersten Generation; 11 waren aus europäischen Ländern (Belarus, Bosnien, Griechenland, Italien, Polen, Rumänien, Serbien, Spanien) eingewandert, 10 aus afrikanischen Ländern (Mauritius, Mosambik, Kamerun, Senegal, Simbabwe, Uganda), 9 aus arabischen Ländern in Nordafrika und Nahen Osten (Algerien, Libanon, Marokko, Syrien) und 2 aus dem Iran, der zum asiatischen Kontinent zählt. Durchschnittlich hielten sich die Interviewpartner*innen zum Zeitpunkt des Interviews 15 Jahre im Migrationsland auf. Sie gehörten tendenziell im Herkunfts- und Migrationsland einem mittelständischen Milieu an, was ich am Beruf der Eltern, eigenen Bildungsabschlüssen und aktueller Tätigkeit festzumachen suchte. Auch die kommuni-

5 Der Begriff »Migrant*innen« folgt der Definition von Natalie Kühn, wonach es sich um Menschen handelt, die ihr Herkunftsland verlassen haben und sich in einem anderen Land oder nacheinander in verschiedenen Ländern niedergelassen haben (Kühn 2012, 46).

kativen und sprachlichen Kompetenzen liefern entsprechende Hinweise. Allerdings ist diese Zuordnung mit Unsicherheitsfaktoren behaftet, weil Bildungsabschlüsse im Herkunfts- und Migrationsland nicht ohne weiteres vergleichbar sind oder weil die aktuelle Beschäftigung häufig nicht dem erworbenen Bildungsniveau entsprach.

1.3.2 Verstehen und Deuten: Methodologische Überlegungen

Das Forschungsinteresse richtete sich in der Studie »Transnational leben« auf Bedeutungen und Sinn, die/den Migrant*innen mit ihrem Denken, Handeln und Fühlen explizit oder implizit verbinden. Sinnhaftes erschließt sich nach Alfred Schütz nur über das Verstehen und »nur ein Verstandenes ist sinnvoll« (Schütz 1981, 149). Menschen erzeugen Bedeutung und Sinn in ihrer Auseinandersetzung mit der Welt (Bruner 1997, 22). Die fehlende Eindeutigkeit menschlichen Verhaltens verlangt nach Deutung (Soeffner 2014, 35). Diese Annahmen begründen den verstehend-interpretativen Forschungsansatz, den ich für die gegenständliche Untersuchung wählte.

Schütz unterscheidet zwischen einem subjektiven und einem objektiven Sinn. Subjektiver Sinn ergibt sich aus den Erzeugnissen eines Individuums, wozu auch sprachliche Erzeugnisse z.B. Äußerungen im Interview zählen, die als Anzeichen für die durch diese Erzeugnisse bezeugten Erlebnisse eines Individuums betrachtet werden (Schütz 1981, 187). »Diese Erlebnisse stehen für das Bewusstsein des Erzeugenden in einem Sinnzusammenhang« (ebd.), sind also subjektiv gemeinter Sinn. Davon zu unterscheiden ist nach Schütz der objektive Sinn, der sich aus der Einordnung der Erzeugnisse eines Du in den Gesamtzusammenhang der Erfahrung des Deutenden, also des/der Forscher*in ergibt. Diese Unterscheidung verweist auf eine Differenz zwischen dem Sinnerlebnis des Sinnsetzenden und der Deutung des Sinns durch ein Du, anders gesagt: Ein (sprachliches) Erzeugnis kann mehr Sinnfacetten enthalten als dem/der Autor*in des Erzeugnisses bewusst ist. Schütz geht davon aus, »dass alle Wendungen auf den subjektiven Sinn ein Vorwissen von dem besonderen Du, welches das Erzeugnis setzte, zur Voraussetzung haben« (a.a.O., 189). Dieser Hinweis spielt für die Untersuchung transnationalen Lebens, in dem sich soziokulturelle Elemente aus verschiedenen Weltregionen mischen, eine nicht zu übergehende Rolle. Ich werde ihr einen extra Abschnitt in dieser Einleitung widmen.

Sinnverstehen und -deutung kann sich nicht damit begnügen, lediglich der Entfaltung einer Geschichte zu folgen oder wie Barthes es formuliert:

»[...] to read a narration or listen to it is not only to pass from one word to the next, but also from one level to the next« (Barthes 1996, 243). Jede Geschichte und jedes Interview haben verschiedene, miteinander verkettete Bedeutungsebenen, die es aufzudecken gilt z.B. Verkettungen zwischen Handlungs- und Gefühlsebene. Aus dieser Überlegung ergibt sich, dass der Sinn nicht am Ende einer Erzählung liegt, sondern diese durchströmt (Barthes 1988, 108). Diese Bedeutungsebenen stehen, um mit Soeffner zu sprechen, der gesellschaftlichen Welt nicht gegenüber, sie sind vielmehr in diese Welt eingebettet (Soeffner 2014, 39). Individuelle Weltsicht und kollektive Weltbilder, individuelle oder durch Sozialisation erworbene Typisierungsmuster bedingen einander (a.a.O., 40). Diese These kommt der von Schütz getroffenen Unterscheidung zwischen subjektivem und objektivem Sinn entgegen; sie impliziert, dass Makro- und Mikrostrukturen aufeinander bezogen sind (Strübing 2014, 104).

Soeffner benennt als weiteren Einflussfaktor auf die z.B in einem Interview konstruierte Wirklichkeit die Forschungssituation. Als Interaktionssituation formt sie die in dieser Situation produzierten Daten mit (a.a.O., 41; Barthes 1988, 130). Interviewpartner*innen äußern sich, so muss man dieser Annahme folgend vermuten, entsprechend der von ihnen gedeuteten Wirklichkeit einer Interviewsituation. Für Schütz gilt generell, also auch für die Interviewsituation: »Was immer ich zu dir spreche, ich spreche um eines Um-zu-willen, sei es nur, um von dir verstanden zu werden, sei es, um ein besonderes Verhalten deinerseits hervorzurufen« (Schütz 1981, 182). Beide Momente eines Um-zu wurden in dieser Einleitung bereits angesprochen: der Wunsch, gehört und verstanden zu werden und der Wunsch, in der Forscherin eine Person zu finden, die bei der Verwirklichung von Bildungsintentionen behilflich ist. Darüber hinaus hat das Um-zu in den für diese Studie ausgewerteten Interviews noch sehr viel mehr explizite und implizite Dimensionen, die dem Buch seine thematische Struktur gegeben haben.

Das Deutungspotential eines Interviews kommt bei den Interpret*innen nicht ungefiltert an, denn auch diese befinden sich in einem Kraftfeld von Wechselwirkungen z. B zwischen den eigenen Forschungsinteressen und den Motiven der Interviewpartner*innen oder zwischen eigener Weltsicht und der des Gegenübers. Zuhören heißt deshalb nicht nur, wie Barthes schrieb, »eine Sprache vernehmen, sondern sie auch konstruieren« (Barthes 1988, 119). Forscher*innen müssen dafür ihre Subjektivität ins Spiel bringen. Sinnliche Kompetenz, Empathie, Kombinationskompetenz, kulturelles Wissen ermöglichen den Zugang zu den zu deutenden Erzeugnissen und enthalten zu-

gleich Grenzen des Verstehens. Es kommt darauf an, sich der eigenen Deutungsquellen als Forscher*in bewusst zu sein, um sie optimal im Prozess des Fremdverstehens nutzen zu können und ihre Grenzen zu erkennen. Dennoch: Die Erkenntnisse, die im Prozess des Fremdverstehens hervorgebracht werden, stellen keine unabhängige Wirklichkeit dar (Winter 2014, 119). Wir können uns dem fremd gemeinten Sinn immer nur annähern (Schütz 1981, 149). Wie Rainer Winter betont, kann keine Methode und keine Theorie den Anspruch auf Wahrheit oder auf ein Wissen haben, das mit endgültiger Autorität verbunden ist (Winter 2014, 121).

1.3.3 Erhebungsinstrumente und -strategien

Zur Erhebung der empirischen Daten wurden verschiedene, sich ergänzende und einander kontrastierende Methoden genutzt: das thematisch-strukturierte Interview, die Visualisierung, das Forschungstagebuch, die Rezeption künstlerischer Erzeugnisse.

Das thematisch-strukturierte Interview orientierte sich an einem Frageleitfaden, der Fragen zu bestimmten Themen umfasste, die als relevant für die Beantwortung der Forschungsfragen erachtet wurden z.B. die persönliche Mobilitätsgeschichte, soziale Beziehungen im Herkunfts- und Migrationsland, mediale Praktiken, Subjektkonstruktionen. Diese Themen wurden im Interview nicht nacheinander abgearbeitet; der Frageleitfaden diente der Forscherin vorrangig dazu, während des Interviews darauf zu achten, dass die verschiedenen Themen angesprochen werden. Die Interviews begannen mit folgender Eingangsfrage: Ich möchte mit Ihnen darüber sprechen, was Sie von (Herkunftsland) nach (Migrationsland) geführt hat. Es interessiert mich, wie sich Ihr Leben heute gestaltet und welche Rolle Medien darin spielen.

Die Eingangsfrage spannt einen Bogen von den Migrationsmotiven, dem Migrationsweg bis zur aktuellen Lebenssituation und dem Medienhandeln von Migrant*innen. Sie lässt den Interviewpartner*innen sehr viel Spielraum für das Setzen ihrer Relevanzkriterien und Assoziationen; sie öffnet sich auch neuen, noch nicht antizipierten Gesichtspunkten. Die Intervention durch die Forscherin beschränkte sich darauf nachzufragen, wenn etwas unklar blieb, um Beispiele zur Konkretisierung zu bitten sowie durch eine aktive Aufmerksamkeit die Interviewpartner*innen darin zu bestärken, ein Thema zu vertiefen.

Ergänzend zum Interview wurde die Methode der Visualisierung eingesetzt. Die Interviewpartner*innen wurden gebeten, ein Bild zu zeichnen, das eine Antwort auf die Frage gibt: Ich komme aus (Herkunftsland) und lebe in (Migrationsland). Wer bin ich? Diese Frage zielt auf Selbstkonstruktionen, auf transnationale Alltagsgestaltung und auf die Beziehungen zum Herkunftsland ab. Die Bedeutung einer Zeichnung, die hier als Erhebungsmethode genutzt wurde, kann in Anlehnung an die Ausführungen von Susan Sontag zur Fotografie beschrieben werden. Die Zeichnung ist wie die Fotografie eine Schöpfung, in die das zeichnende oder fotografierende Subjekt seine Intentionen, seine Gefühle, seine Weltsicht einfließen lässt. Das schöpferische Moment ist in der Zeichnung, die im Unterschied zur Fotografie ganz eigene Schöpfung ist, vielleicht noch stärker ausgeprägt. Bilder, ob Zeichnung oder Fotografie, reproduzieren die Wirklichkeit nicht einfach, sie stellen sie im Sinne des Recycling auf neue Weise zur Verfügung (Sontag 2013, 162). Sie protokollieren nicht nur Vergangenheit, sie sind zugleich eine neue Form des Umgangs mit der Gegenwart (a.a.O., 159). Sie sind, wie Sontag schreibt, ein Mittel zum Einfangen einer widerspenstigen (a.a.O. 156) und wie im Falle von Migration einer widersprüchlichen, ambivalent erlebten Realität; sie dienen dazu, Wirklichkeit heranzuholen z.B. wenn diese weit weg ist wie die im Herkunftsland zurückgelassenen sozialen Netzwerke von Migrant*innen.

Bilder schaffen darüber hinaus einen »Durchbruch zu unbeachteten Räumen der Wahrnehmung und Erkenntnis; die bislang (möglicherweise, d.A.) durch die Sprachdominanz verstellt waren« (Bachmann-Medick 2006, 351). Die Beziehung zwischen Bild und Sprache kann sich auf verschiedene Weise zeigen, was den Erkenntniswert des Bildes als Analysekatgorie begründet. Bilder machen sichtbar, wodurch Gesagtes relativiert, ergänzt, differenziert wird. Das Sichtbarmachen von Realitätspartikeln, die sich der Sprache nicht oder nur teilweise erschließen, enthält das Potential zur kritischen Analyse biografischer und gesellschaftlicher Realität. Als Beispiel für einen kritischen Blick auf die eigene Biografie sei auf das Bild eines Migranten verwiesen, das einen Vogel zeigt, der nicht mehr fliegen kann (s. 4.2.4) und mit dem der Zeichner Einblicke in seine aktuelle Gefühlslage gibt. Ein dazu kontrastierendes Bild und zugleich ein weiteres Beispiel ist der von einer Migrantin gezeichnete Engel (s. 4.2.1), der für sie Freiheit symbolisiert. Der Wunsch, ein freies Leben zu führen, war und ist für die Zeichnerin der ihr Leben bestimmende Motor. Er hat sie zur Migration aus dem Herkunftsland Marokko veranlasst, wo ihr ein anderes Leben zgedacht war und er prägt ihre Rolle in der Familie im Migrationsland, in der sie auf einer klaren Arbeitsteilung

mit ihrem Ehemann besteht, um eigene berufliche Ambitionen zu verfolgen. In beiden Fällen verstärkt und ergänzt das Bild die verbalen Mitteilungen im Interview.

Für jede Interviewsituation gilt, dass die Erfahrungen und Wertorientierungen von Interviewer*in und Interviewpartner*innen in unterschiedliche Diskursfelder eingelassensind. In Interviews mit Migrant*innen, deren Lebensgeschichten sich zumindest teilweise in anderen territorialen Räumen abgespielt haben, dürften sich diese Unterschiede noch deutlicher zeigen. Um sich zu verständigen, ist von beiden Seiten Übersetzung gefordert. Mit dem Versuch zu übersetzen, gerät man an die Grenze des Eigenen oder, wie Doris Bachmann-Medick es ausdrückt, in einen »Zwischenraum« (Bachmann-Medick 2006, 257), in dem man unentwegt eigene Deutungsmuster mit den explizit oder implizit geäußerten Deutungsmustern des Gegenübers vergleicht. Übersetzungsdenken stellt eine Gegenbewegung zu einem Denken in binären Strukturen und in Wesensbestimmungen dar (ebd.; Klein 2018, 861).

Im Anschluss an jedes Interview erfolgte ein Eintrag in ein Forschungstagebuch, mit dem der Beginn des Interviews, die Atmosphäre, die räumlichen Gegebenheiten, besondere Ereignisse, Unterbrechungen, Gefühle und etwaige Verunsicherungen der Forscherin, aber auch erste theoretische Reflexionen festgehalten wurden. Das Forschungstagebuch wurde in der Phase der Interpretation als zusätzliche Informationsquelle genutzt.

Als erweiterte Erkenntnisstrategie jenseits der Interviewsituation wurde die Rezeption künstlerischer Erzeugnisse wie Literatur, Theater, Musik, Ausstellungsszenarien genutzt, die sich mit Themen wie Migration, Transnationalität, Hybridität befassten. Dieser Strategie lag die Annahme zugrunde, dass solche medialen Annäherungen andere Perspektiven und Bedeutungsschichten freilegen als wissenschaftliche Methoden, jedoch die Möglichkeiten des Verstehens der methodisch erhobenen Empirie verstärken.

1.3.4 Interpretieren, codieren, strukturieren

Ging es im vorangegangenen Abschnitt um den Einsatz methodischer Instrumente zur Gewinnung bedeutungsvoller Erzeugnisse, so werden nun die Strategien des Interpretierens dieser Erzeugnisse erörtert. Diese orientierten sich an der von Anselm Strauss und Barney Glaser in den 60er Jahren entwickelten Grounded Theory, die Strauss als »Forschungsstil« (Strauss 1991, 29) bezeichnete. Die Grounded Theory bietet Regeln für den Umgang mit em-

pirischen Daten an, aber sie kennt keine »strikte Systematisierung von Regeln« (a.a.O., 32). Das machte sie in der vorliegenden Studie zu einem geeigneten Forschungsstil, in der Regeln modifiziert sowie mit Regeln aus der Metaphernanalyse kombiniert wurden. Der von der Grounded Theory vorgegebene Forschungsstil zielt auf die Entwicklung theoretischer Aussagen ab, die in enger Verbindung mit der Empirie, also induktiv, generiert werden. Das induktive Vorgehen entspricht dem Charakter der empirischen Daten, die nicht Resultat der Überprüfung von Hypothesen sind, sondern aus der Empirie heraus destilliert werden. Während bei der Hypothesenüberprüfung theoretische Annahmen dem Forschungsprozess vorgelagert sind, entstehen diese bei einem induktiven Vorgehen parallel zur Erhebung und/oder im Anschluss.

Wesentliche Bestandteile der theoretischen Erkenntnisse im Rahmen der Grounded Theory und damit das Ziel interpretativer Strategien ist die Identifizierung von Schlüsselkategorien oder »core categories«, wie Glaser sie nennt (Glaser 1998, 13). Schlüsselkategorien bezeichnen das im empirischen Material z.B. in einem Interview enthaltene Hauptanliegen, Hauptthema oder Hauptproblem (Strauss 1991, 65). Sie müssen zentral sein d.h. einen Bezug zu möglichst vielen Aspekten des Interviews haben, sie müssen häufig im Datenmaterial vorkommen und Ausgangspunkt für viele Submuster z.B. Handlungsmuster oder Denkmuster sein (a.a.O., 67).

Meist, so meine Erfahrung als Forscherin, lässt sich eine Schlüsselkategorie in einem Interview identifizieren, aber es ist nicht ausgeschlossen, dass sich zwei, selten mehrere Schlüsselkategorien herauschälen. Beispiele für Schlüsselkategorien in der vorliegenden Studie sind »nach draußen gehen«, »nach vorne schauen, Kopf hoch« oder »Vernetzung« (s.Kap. 4). Die Schlüsselkategorien zeigten sich in dieser Studie als Metaphern, weshalb der Ansatz der Grounded Theory mit der Metaphernanalyse kombiniert wurde. Die Metaphernanalyse erweitert die Deutungsmöglichkeiten des empirischen Materials; die Ausführungen hierzu finden sich in Kapitel 4.1.

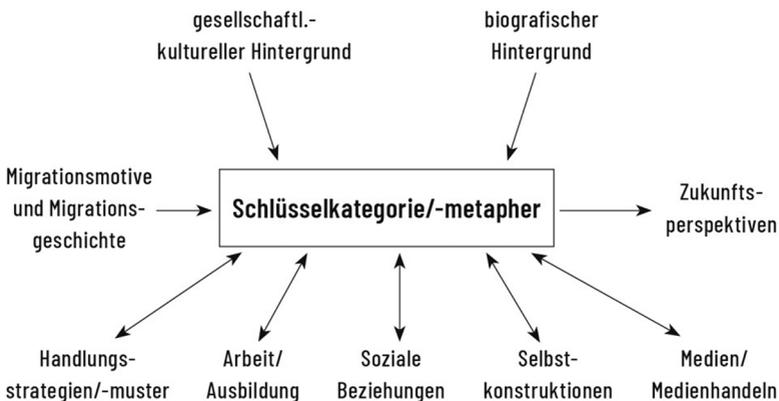
Die Identifikation von Schlüsselkategorien bzw. Schlüsselmetaphern geht ein Kodierprozess voraus, der mit einem offenen Kodieren beginnt, bestehend aus einem intensiven Lesen des Textes oder Betrachten von Visualisierungen, bei dem die/der Forscher*in ihre Gedanken schweifen lässt, quasi eine schwebende Aufmerksamkeit auf die empirischen Erzeugnisse richtet, die begleitet wird von Fragen wie »um was geht es hier?«, »was will mir der/die Interviewpartner*in sagen oder zeigen?«, was will er/sie, wenn er/sie es an dieser Stelle sagt oder zeigt?«, kurz: »Was ist hier die eigentliche Geschichte?« (a.a.O., 58).

Mit diesen Fragen wurden auch die von den Migrant*innen gezeichneten Bilder konfrontiert in der Annahme, dass auch Bilder eine Geschichte erzählen.

Das offene Kodieren kann sich auf einen Satz, einen Abschnitt, auf eine längere Passage, auf das ganze Interview oder eben auf Bilder und deren Details beziehen. Das verlangt von den Forscher*innen einen ständigen Perspektivenwechsel, wobei es zu beachten gilt, dass es neben dem explizit Gesagten oder Gezeichneten ein implizites Wissen gibt, wie Michael Polanyi ausgeführt hat, »dass wir mehr wissen als wir zu sagen wissen« (Polanyi 1985, 14). Die Annahme eines impliziten Wissens bedeutet für den Kodierprozess, auf Pausen, Wiederholungen, auf Zögern und Lachen zu achten und zu versuchen, »zwischen den Zeilen zu lesen«. Man kann es vielleicht so sehen, dass das explizit Mitgeteilte immer von einer Aura umgeben ist, die zusätzliche Erkenntnismomente enthält.

Die im Zuge des offenen Kodierens gewonnenen Einsichten und Begriffe werden in Kategorien gebündelt und sobald diese feststehen, beginnt das axiale Kodieren, mit dem die identifizierten Kategorien in eine Ordnung gebracht werden. Es zielt auf die Entwicklung eines Kodierparadigmas ab, in dessen Mittelpunkt die Schlüsselkategorie/-metapher steht, um die herum Strukturkategorien gruppiert werden, die zur Schlüsselkategorie in Beziehung stehen und denen die entsprechenden Subkategorien zugeordnet werden. In der Studie »Transnational leben« wurde folgendes Kodierparadigma entwickelt.

Abb. 1: Kodierparadigma in Anlehnung an Anselm Strauss (1991)



Nicht nur bei der Erhebung der Daten ist, wie bereits beschrieben, die Subjektivität des/der Forscherin(s) gefragt, sondern auch bei der Interpretation der Daten. Man muss sich in die Daten einfühlen, Erfahrung einbringen, Intuition sprechen lassen (Strübing 2014; 19). Strübing zufolge bezeichnet Strauss den subjektiven Faktor als »Kunstfertigkeit«, die die Kodierarbeit erfordere (a.a.O., 13). Da sich Subjektivitäten unterscheiden, können unterschiedliche Forscher*innen zu unterschiedlichen Interpretationen gelangen. Das muss nicht heißen, dass die einzelnen Interpretationen falsch sind. Texte, ob in Form von Worten oder Bildern, enthalten verschiedene Bedeutungsfacetten, die auf unterschiedliche Aufmerksamkeiten treffen.

1.4 Das Spezifische des Forschungsprojekts

Die Literaturrecherche im Vorfeld dieser Studie hatte ergeben, dass sich viele Migrationsstudien auf Angehörige eines oder einiger weniger Herkunftsländer/-länder beschränken. Im Unterschied dazu habe ich, wie bereits erwähnt, die geografischen Territorien Afrika, arabische Region im Norden Afrikas und Nahen Osten sowie Europa ausgewählt; die Interviewpartner*innen kamen aus unterschiedlichen, in diesen Territorien gelegenen Ländern. Der im Alltag nicht selten zu hörende negative Beiklang des Begriffs Migrant*innen ist in der Regel mit Migrant*innen aus dem globalen Süden verknüpft, während Migrant*innen aus europäischen Ländern oft gar nicht als Migrant*innen wahrgenommen werden. Genau aus diesem Grund habe ich europäische Länder als Herkunftsländer einbezogen. Es sollte gezeigt werden, dass der geografische Ausgangspunkt für Migration nicht nur in weit entfernten Regionen, sondern auch in räumlicher Nähe liegen kann.

Ein weiterer Unterschied zu den von mir recherchierten Migrationsstudien ist darin zu sehen, dass sich diese meist auf die Untersuchung bestimmter Ausschnitte in der Lebenswirklichkeit von Migrant*innen konzentrieren wie Arbeits- und Bildungssituation, Mediennutzung, Familie. In dieser Studie wurde das Ziel verfolgt, es den Migrant*innen selbst zu überlassen, welche Bereiche ihres Lebens sie in den Mittelpunkt rückten. Zwar wurden im Frageleitfaden mögliche Bereiche vorgesehen, aber der Leitfaden wurde so gehandhabt, dass er den Interviewpartner*innen viel Spielraum für ihre Erzählungen ließ. Das hatte zur Folge, dass einige der antizipierten Themen in den Hintergrund traten wie Alltagsgestaltung oder Feste feiern, andere wurden entsprechend der antizipierten Relevanz thematisiert wie Subjektkon-

struktionen oder die Nutzung insbes. digitaler Medien, wieder andere Themen wurden von den Interviewpartner*innen neu eingeführt wie das Weggehen und Ankommen, bzw. ergaben sich implizit aus den Äußerungen im Interview wie Migration als gesellschaftsverändernde Kraft.

Eine Spezifik dieser Studie stellt – und das war bereits bei der Planung der Studie klar und intendiert – die Untersuchung des Zusammenhangs von Migration und Medien dar. Zwar gibt es einige Studien zu diesem Zusammenhang (s. Kap 2.3), aber ihre Zahl ist noch sehr gering. Am häufigsten wurde das Medienhandeln migrantischer Jugendlicher insbes. bezogen auf digitale Medien erforscht. Mit dieser Studie liegen Ergebnisse zum Medienhandeln von 20- bis 57-jährigen Migrant*innen der ersten Generation vor. Neu ist im Vergleich mit dem Forschungsstand auch die Verwendung eines breit angelegten Medienbegriffs, der neben digitalen Medien Musik, Theater, Film, Literatur als Medien einbezieht, die für Migrant*innen als Instrumente und Bühnen für die Auseinandersetzung mit Migrationserfahrungen, für die Herstellung von Brücken zwischen Herkunfts- und Migrationsland und für die Produktion hybrider medialer Erzeugnisse bedeutungsvoll sind.

Da ich im letzten Kapitel dieses Buches den Implikationen einer postmigrantischen Perspektive folge, die Migration nicht als Sonderfall, sondern als selbstverständlichen Bestandteil gegenwärtiger Gesellschaften betonen, stellt sich die Frage, warum die empirische Untersuchung nicht entsprechend dieser Implikationen angelegt ist. Es hätte z.B. bedeutet, Räume im Migrationsland auszuwählen, in denen sich Migrant*innen und schon immer im Migrationsland Ansässige begegnen und dieses Geschehen mit einem ethnografischen Forschungsinstrumentarium, bestehend aus Beobachtung, Dokumentenanalyse, Tagebücher zu untersuchen. Ich sehe darin einen vielversprechenden Ansatz, aber abgesehen davon, dass ich einen so aufwendigen Ansatz nicht hätte leisten können, habe ich mich aus bestimmten Gründen für ein anderes Vorgehen entschieden. Ein ethnografischer Ansatz hätte verlangt, mich auf einige Beobachtungsräume zu beschränken, wodurch sich notwendig die Zahl der Herkunftsländer reduziert hätte. Ich hätte auf die Vielfalt der Herkunftsländer und auf die Möglichkeiten zum Vergleich verzichten müssen. Darüber hinaus war es mir wichtig, die tiefer liegenden Dimensionen des Erlebens von Migrant*innen zu erreichen, wie es das Einzelinterview ermöglicht, während z.B. Feldbeobachtungen auf das Sammeln phänomenologischer Daten abstellt. Auch richtet sich das ethnografisch orientierte Forschungsinteresse auf das beobachtbare zwischenmenschliche Geschehen in

einem bestimmten Raum, während es mir um das Nachzeichnen einzelner Lebensgeschichten ging.

Doch schließen sich die beiden Forschungsansätze nicht aus. Die hier vorgestellte Studie liefert Erkenntnisse, an die ethnografische Studien anschließen könnten. Ausgehend von diesen Erkenntnissen könnten z.B. Kommunikationsstrategien, Selbstkonstruktionen, Medienhandeln in ausgewählten Räumen wie Stadtviertel, Kulturzentren, Arbeitswelt, Schule, NGOs ethnografisch untersucht und damit in einen interaktiven Zusammenhang gestellt werden, die das Zusammenspiel verschiedener Akteur*innen und ihrer Perspektiven ins Blickfeld rückt.

1.5 Forschen in transnationalen Settings

Immer wieder habe ich mich im Verlauf des Forschungsprozesses gefragt, inwieweit ich Interviewpartner*innen, deren Herkunft auf mir wenig vertraute gesellschaftliche und kulturelle Zusammenhänge verwies, verstehen kann. Mir war bewusst, dass differierende lebensgeschichtliche Hintergründe eine besondere Herausforderung in der vorliegenden Studie darstellen. Neue Impulse erhielt diese Frage durch die Kontroverse anlässlich der Übersetzung des Gedichts von Armanda Gorman, der jungen schwarzen Lyrikerin aus Los Angeles, die bei der Amtseinführung von Joe Biden am 20.1.2021 weltweite Berühmtheit erlangte. Es hatte sich Protest geregigt, als mit der Übersetzung jemand mit weißer Hautfarbe beauftragt wurde. Muss man schwarz sein, um Schwarze zu übersetzen? Muss man schwarz sein, um Schwarze interviewen und interpretieren zu können?, lautete die Frage für mich. Da ich nicht nur Menschen aus afrikanischen Ländern in die Untersuchung einbezog, sondern auch Menschen aus der arabischen Region sowie Migrant*innen aus europäischen Ländern, deren gesellschaftlicher Kontext sich ebenfalls von meinem Kontext unterschied, bekam diese Frage eine verschärfte Brisanz.

Caroline Fourest kennzeichnet Positionen, denen die genannten Proteste entsprangen, als identitätspolitische Positionen, die von separatistischen Vorstellungen von Identität und Kultur ausgingen und die Prägung der Menschen auf ihre ethnische Herkunft reduzierten (Fourest 2020, 58). Homogene Kulturauffassungen, wie sie Fourest kritisiert, repräsentieren keineswegs die Selbst- und Weltverständnisse meiner Interviewpartner*innen. Vielmehr zeigt sich darin eine »hybride unreine, vermischte Erfahrungs- und Bedeutungs-schichtung« (Bachmann-Medick 2006, 249). Schon im Herkunftsland

spielten sich ihre Lebensgeschichten in »heterogene(n) Diskursräume(n)« (a.a.O., 250) ab.

Die Interviewpartner*innen erzählten, wie sie bereits als Kinder bei Besuchen migrierter Familienmitglieder mit ihnen fremden Kulturprodukten in Kontakt kamen, wie sich diese Erfahrungen als sinnliche Eindrücke in ihnen festsetzten, wie sie sich anhand von Importen wie Fahrräder eine bestimmte Mobilitätstechnik aneigneten, wie sie der Besuch von Deutschkursen im Herkunftsland mit deutschsprachigen Schriftsteller*innen und deren Denkbauwerken in Berührung brachte und Sehnsüchte weckte, wie sie durch Studienaufenthalte in anderen Ländern mit neuen Alltagskonfrontationen waren, was Spuren in ihnen hinterließ. Hinzu kamen mediale Kulturtransporte in Form von Filmen, Literatur, Musik, die Fantasien und Wünsche mobilisierten und Migrationsmotive entstehen ließen. Kulturelle Verflechtungen resultierten schließlich auch daraus, dass die Migrant*innen in der Regel schon Jahre oder Jahrzehnte im Migrationsland lebten und dadurch gezwungen waren, sich mit den dort geltenden Regeln, Kommunikationsmustern, Werthaltungen auseinanderzusetzen, was nicht ohne Rückwirkung auf ihre Selbstkonstruktionen bleiben konnte. »Ich bin ein Stück deutscher geworden«, erklärte Hamzo, der aus Mosambik migriert war, im Interview. Von Migrant*innen ist, wollen sie sich ihren Platz in einer Gesellschaft sichern, kulturelle Übersetzung gefordert, die notwendig mit einer emotionalen, gedanklichen, sinnlichen Öffnung einhergeht, die Vermischungen anbahnt, ohne dass von glatten Transfers auszugehen ist (a.a.O., 256).

Die Notwendigkeit zum Übersetzen reichte, wie beschrieben, bis in die Interviewsituation hinein und betraf sowohl Interviewpartner*innen als auch Forscherin. Die in den Untersuchungsergebnissen sich zeigende Wirklichkeit ist ein Produkt der Interaktion zwischen den Interaktionsbeteiligten (Winter 2014, 12) einschließlich der dabei praktizierten Übersetzungen. Die im Interview geschaffene Wirklichkeit lässt Differenzen, aber auch Gemeinsamkeiten erwarten. Die Übersetzerin Patricia Klobusiczky, die u.a. afrikanische Autor*innen übersetzte, schrieb in einer Stellungnahme zu den Turbulenzen um die Übersetzung des Gorman'schen Gedichts: »Übersetzen ist Empathie schlechthin. Dieser Akt lehrt mich seit 30 Jahren wie nah wir Menschen uns im Kern sind« (SZ vom 9.3.2021). Ähnliche Erfahrungen machte ich auch als Forscherin; ich fühlte mich den Interviewpartner*innen nahe, die den Wunsch nach einem autonomen Leben formulierten, die Bildung als Voraussetzung für mehr Lebenschancen beschrieben, die sexistische Anmacherei schilderten oder Musik als Türöffner in neue Erfahrungswelten. Das sind Hinweise dar-

auf, dass wir nicht nur durch Hautfarbe und ethnische Herkunft bestimmt sind, sondern auch durch Geschlecht, Alter, Bildung, Familienstand usw.

Und noch etwas gilt es zu bedenken, wenn wir die Frage stellen, ob die Lebenswirklichkeiten von Menschen, deren ethnische Herkunft sich von der/des Forschers(in) unterscheiden, von diesen übersetzt und interpretiert werden können. Ist es wirklich primär die Nähe zum Anderen, die die Erkenntnismöglichkeiten schärft? Michael Polanyi macht gerade das Gegenteil, die Distanz, zur Voraussetzung von Erkenntnis, wenn er schreibt »betrachtet man die einzelnen Merkmale einer komplexen Entität aus zu großer Nähe, so erlischt ihre Bedeutung, und unsere Vorstellung von dieser Entität ist zerstört« (Polanyi 1985, 25). Aus meiner Sicht braucht es beides: Distanz und Nähe, aber die Nähe ist oft größer als der Blick auf äußere Merkmale suggeriert.

Dennoch: Der/die Andere im Forschungsprozess ist und bleibt etwas Besonderes. Er/sie ist, was ich als Forscherin nicht oder nur partiell bin. Das allerdings gilt im Verhältnis zu jedem(r) Interviewpartner*in, nicht nur in Bezug auf Menschen mit anderer Hautfarbe; kulturelle Differenzen und Gemeinsamkeiten können freilich unterschiedlich ausgeprägt sein.

Die Anerkennung der Besonderheit des Gegenübers im Forschungsprozess erfordert permanente Reflexionsbereitschaft, um Fehlinterpretationen auf die Spur zu kommen, erfordert, sich immer wieder aufs Neue in der Interviewsituation und im Auswertungsprozesse mit dem Anderen in Beziehung zu setzen sowie auf eigene Gefühle und Irritationen zu achten und deren Ursachen auf den Grund zu gehen. Unterschiedliche Blickwinkel können auch durch verschiedene methodische Zugänge unterstützt werden, die der »Polyvokalität des Feldes« (Winter 2014, 122) Rechnung tragen. Letztlich aber ist zu akzeptieren, »dass alle Formen des Wissens partiell, partikular und sozial situiert« (ebd.) sind, d.h. keine endgültige Wahrheit für sich in Anspruch nehmen können.

Erkenntnisgrenzen im Zuge wissenschaftlichen Forschens sind generell und in transnationalen Settings nicht zu leugnen. Auch die Forderung nach ethnischer Gleichheit zwischen Forschenden und Forschungssubjekten hebt diese Grenzen nicht auf. Würde man diese jedoch zur Bedingung in der Forschung machen, so würde das in erster Linie die Ideologie der Kulturtrennung stärken. Die Unterschiede würden zementiert und das, was verbindet, bliebe verborgen. Das würde die Möglichkeiten des Verstehens blockieren und damit auch die der Solidarisierung, wie sie eine globale Welt mehr denn je als kritisches Potential braucht, das sich gegen Ungleichheit, Ungerechtigkeit, Diskriminierung und Marginalisierung richtet.